Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 184. Bromberg, den 10. September 1927.

Die Judenbuche.

Ein Sittengemälde aus dem gebirgigen Westfalen

von **Annette Freiin v. Droste-Hülshoff.**

(2. Fortsetzung.)

Margreth legte das Gesicht an die Mauer und weinte laut. Sie hatte manche harte Last getragen, ihres Mannes üble Behandlung, noch schwerer seinen Tod, und es war eine bittere Stunde, als die Witwe das letzte Stück Ackerland einem Gläubiger zur Nutznießung überlassen mußte und der Pflug vor ihrem Hause stille stand. Aber so war ihr nie zu Mute gewesen; dennoch, nachdem sie einen Abend durchgeweint, eine Nacht durchwacht hatte, war sie dahin gekommen, zu denken, ihr Bruder Simon könne so gottlos nicht sein, der Knabe gehöre gewiß nicht ihm, Ähnlichkeiten wollen nichts beweisen. Hatte sie doch selbst vor vierzig Jahren ein Schwesterchen verloren, das genau dem fremden Hechelkrämer glich. Was glaubt man nicht gern, wenn man so wenig hat und durch Unglauben dies wenige verlieren soll!

Von dieser Zeit an war Friedrich selten mehr zu Hause. Simon schien alle wärmeren Gefühle, deren er fähig war, dem Schwestersohn zugewendet zu haben; wenigstens vermißte er ihn sehr und ließ nicht nach mit Botschaften, wenn ein häusliches Geschäft ihn auf einige Zeit bei der Mutter hielt. Der Knabe war seitdem wie verwandelt, das träumerische Wesen gänzlich von ihm gewichen, er trat fest auf, fing an, sein Äußeres zu beachten und bald in den Ruf eines hübschen, gewandten Burschen zu kommen. Sein Ohm, der nicht wohl ohne Projekte leben konnte, unternahm mitunter bedeutende öffentliche Arbeiten, z. B. beim Wegbau, wobei Friedrich für einen seiner besten Arbeiter und überall als seine rechte Hand galt; denn obgleich dessen Körperkräfte noch nicht ihr volles Maß erreicht hatten, kam ihm doch nicht leicht jemand an Ausdauer gleich. Margreth hatte bisher ihren Sohn nur geliebt, jetzt fing sie an, stolz auf ihn zu werden und sogar eine Art Hochachtung für ihn zu fühlen, da sie den jungen Menschen so ganz ohne ihr Zutun sich entwickeln sah, sogar ohne ihren Rat, den sie, wie die meisten Menschen, für unschätzbar hielt und deshalb die Fähigkeiten nicht hoch genug anzuschlagen wußte, die eines so kostbaren Förderungsmittels entbehren konnten.

In seinem achtzehnten Jahre hatte Friedrich sich bereits einen bedeutenden Ruf in der jungen Dorfwelt gesichert durch den Ausgang einer Wette, in Folge deren er einen erlegten Eber über zwei Meilen weit auf seinem Rücken trug, ohne abzusetzen. Indessen war der Mitgenuß des Ruhms auch so ziemlich der einzige Vorteil, den Margreth aus diesen günstigen Umständen zog, da Feiedrich immer mehr auf sein Äußeres verwandte und allmählich anfing, es schwer zu verdauen, wenn Geldmangel ihn zwang, irgend jemand im Dorf darin nachzustehen. Zudem waren alle seine Kräfte auf den auswärtigen Erwerb gerichtet; zu Hause schien ihm, ganz im Widerspiel mit seinem sonstigen Rufe, jede anhaltende Beschäftigung lästig, und er unterzog sich lieber einer harten, aber kurzen Anstrengung, die ihm bald erlaubte, seinem früheren Hirtenamte wieder nachzugehen, was bereits begann, seinem Alter unpassend zu werden, und ihm gelegentlich Spott zuzog, vor dem er sich aber durch ein paar derbe Zurechtweisungen mit der Faust Ruhe verschaffte. So gewöhnte man sich daran, ihn bald geputzt und fröhlich als anerkannten Dorfelegant an der Spitze des jungen Volkes zu sehen, bald wieder als zerlumpten Hirtenbuben einsam und träumerisch hinter den Kühen herschleichend, oder in einer Waldlichtung liegend, scheinbar gedankenlos und das Moos von den Bäumen rupfend.

Um diese Zeit wurden die schlummernden Gesetze doch einigermaßen aufgerüttelt durch eine Bande von Holzfrevlern, die unter dem Namen der Blaukittel alle ihre Vorgänger so weit an List und Frechheit übertraf, daß es dem Langmütigsten zu viel werden mußte. Ganz gegen den gewöhnlichen Stand der Dinge, wo man die stärksten Böcke der Herde mit dem Finger bezeichnen konnte, war es hier trotz aller Wachsamkeit bisher nicht möglich gewesen, auch nur ein Individuum namhaft zu machen. Ihre Benennung erhielten sie von der ganz gleichförmigen Tracht, durch die sie das Erkennen erschwerten, wenn etwa ein Förster noch einzelne Nachzügler im Dickicht verschwinden sah. Sie verheerten alles wie die Wanderraupe, ganze Waldstrecken wurden in einer Nacht gefällt und auf der Stelle fortgeschafft, so daß man am andern Morgen nichts fand, als Späne und wüste Haufen von Topholz, und der Umstand, daß nie Wagenspuren einem Dorfe zuführten, sondern immer vom Flusse her und dorthin zurück, bewies, daß man unter dem Schutz und vielleicht mit dem Beistande der Schiffseigentümer handelte. In der Bande mußten sehr gewandte Spione sein, denn die Förster konnten wochenlang umsonst wachen; in der ersten Nacht, gleichviel, ob stürmisch oder mondhell, wo sie vor Übermüdung nachließen, brach die Zerstörung ein. Seltsam war es, daß das Landvolk umher ebenso unwissend und gespannt schien, als die Förster selber.

Von einigen Dörfern ward mit Bestimmtheit gesagt, daß sie nicht zu den Blaukitteln gehörten, aber keines konnte als dringend verdächtig bezeichnet werden, seit man das verdächtigste von allen, das Dorf B. freisprechen mußte. Ein Zufall hatte dies bewirkt, eine Hochzeit, auf der fast alle Bewohner dieses Dorfes notorisch die Nacht zugebracht hatten, während zu eben dieser Zeit die Blaukittel eine ihrer stärksten Expeditionen ausführten.

Der Schaden in den Forsten war indes allzugroß, deshalb wurden die Maßregeln dagegen auf eine bisher unerhörte Weise gesteigert; Tag und Nacht wurde patrouilliert, Oberknechte, Hausbediente mit Gewehren versehen und den Forstbeamten zugesellt. Dennoch war der Erfolg nur gering und die Wächter hatten oft kaum das eine Ende des Forstes verlassen, wenn die Blaukittel schon zum andern einzogen. Das währte länger als ein volles Jahr, Wächter und Blaukittel, Blaukittel und Wächter, wie Sonne und Mond, immer abwechselnd im Besitz des Terrains und nie zusammentreffend.

Es war im Juli 1756 früh um drei Uhr; der Mond stand klar am Himmel, aber sein Glanz fing an zu ermatten, und im Osten zeigte sich bereits ein schmaler gelber Streifen, der den Horizont besäumte und den Eingang einer engen Talschlucht wie mit einem Goldbande schloß. Friedrich lag im Grase, nach seiner gewohnten Weise, und schnitzelte an einem Weidenstabe, dessen knotigem Ende er die Gestalt eines ungeschlachten Tieres zu geben versuchte. Er sah übermüdet aus, gähnte, ließ mitunter seinen Kopf an einem verwitterten Stammknorren ruhen und Blicke, dämmeriger als der Horizont, über den mit Gestrüpp und Aufschlag fast verwachsenen Eingang des Grundes streifen. Ein paarmal belebten sich seine Augen und nahmen den ihnen eigentümlichen glasartigen Glanz an, aber gleich nachher schloß er sie wieder halb und gähnte und dehnte sich, wie es nur faulen Hirten erlaubt ist. Sein Hund lag in einiger Entfernung

nah bei den Kühen, die unbekümmert um die Forstgesetze eben so oft den jungen Baumspitzen als dem Grase zusprachen und in die frische Morgenluft schnaubten.

Aus dem Walde drang von Zeit zu Zeit ein dumpfer, krachender Schall; der Ton hielt nur einige Sekunden an, begleitet von einem langen Echo an den Bergwänden und wiederholte sich etwa alle fünf bis acht Minuten. Friedrich achtete nicht darauf; nur zuweilen, wenn das Getöse ungewöhnlich stark oder anhaltend war, hob er den Kopf und ließ seine Blicke langsam über die verschiedenen Pfade gleiten, die ihren Ausgang in dem Talgrunde fanden.

Es fing bereits stark zu dämmern an; die Vögel begannen leise zu zwitschern und der Tau stieg fühlbar aus dem Grunde. Friedrich war an dem Stamm hinabgeglitten und starrte, die Arme über den Kopf verschlungen, in das leise einschleichende Morgenrot. Plötzlich fuhr er auf: über sein Gesicht fuhr ein Blitz, er horchte einige Sekunden mit vorgebeugtem Oberleib wie ein Jagdhund, dem die Luft Witterung zuträgt. Dann schob er schnell zwei Finger in den Mund und pfiff gellend und anhaltend. — „Fidel, du verfluchtes Tier!" Ein Steinwurf traf die Seite des unbesorgten Hundes, der vom Schlafe aufgeschreckt, zuerst um sich biß und dann heulend auf drei Beinen dort Trost suchte, von wo das Übel ausgegangen war.

In demselben Augenblicke wurden die Zweige eines nahen Gebüsches fast ohne Geräusch zurückgeschoben und ein Mann trat heraus, im grünen Jagdrock, den silbernen Wappenschild am Arm, die gespannte Büchse in der Hand. Er ließ schnell seine Blicke über die Schlucht fahren und sie dann mit besonderer Schärfe auf dem Knaben verweilen, trat dann vor, winkte nach dem Gebüsch, und allmählich wurden sieben bis acht Männer sichtbar, alle in ähnlicher Kleidung, Waidmesser im Gürtel und die gespannten Gewehre in der Hand.

„Friedrich, was war das?" fragte der zuerst Erschienene. — „Ich wollte, daß der Racker auf der Stelle krepierte. Seinetwegen können die Kühe mir die Ohren vom Kopfe fressen." — „Die Canaille hat uns gesehen," sagte ein anderer. —

„Morgen sollst du auf die Reise mit einem Stein am Halse," fuhr Friedrich fort und stieß nach dem Hunde. — „Friedrich, stell dich nicht an wie ein Narr! Du kennst mich und du verstehst mich auch!" Ein Blick begleitete diese Worte, der schnell wirkte. — „Herr Brandes, denkt an meine Mutter!" — „Das tu' ich. Hast du nichts im Walde gehört?" — „Im Walde?" — Der Knabe warf einen raschen Blick auf des Försters Gesicht. — „Eure Holzfäller, sonst nichts." — „Meine Holzfäller!"

Die ohnehin dunkle Gesichtsfarbe des Försters ging in tiefes Braunrot über. „Wie viele sind ihrer, und wo treiben sie ihr Wesen?" — „Wohin Ihr sie geschickt habt, ich weiß es nicht." — Brandes wandte sich zu seinen Gefährten: „Geht voran; ich komme gleich nach."

Als einer nach dem anderen im Dickicht verschwunden war, trat Brandes dicht vor den Knaben: „Friedrich," sagte er mit dem Ton unterdrückter Wut, „meine Geduld ist zu Ende; ich möchte dich prügeln wie einen Hund und mehr seid ihr auch nicht wert! Bis zum Betteln habt ihr es, gottlob, bald gebracht, und an meiner Tür soll deine Mutter, die alte Hexe, keine verschimmelte Brotrinde bekommen. Aber vorher sollt ihr mir noch beide ins Hundeloch." Friedrich griff krampfhaft nach einem Aste. Er war totenbleich und seine Augen schienen wie Kristallkugeln aus dem Kopfe schießen zu wollen. Doch nur einen Augenblick. Dann kehrte die größte, an Erschlaffung grenzende Ruhe zurück. „Herr," sagte er fest, mit fast sanfter Stimme, „Ihr habt gesagt, was Ihr nicht verantworten könnt, und ich vielleicht auch. Wir wollen es gegen einander aufgehen lassen, und nun will ich Euch sagen, was Ihr verlangt. Wenn Ihr die Holzfäller nicht selbst bestellt habt, so müssen es die Blaukittel sein; denn aus dem Dorfe ist kein Wagen gekommen; ich habe den Weg ja vor mir, und vier Wagen sind es. Ich habe sie nicht gesehen, aber den Hohlweg hinauffahren hören." Er stockte einen Augenblick. —

„Könnt Ihr sagen, daß ich je einen Baum in Eurem Revier gefällt habe? überhaupt, daß ich je anderwärts gehauen habe, als auf Bestellung? Denkt nach, ob Ihr das sagen könnt?"

Ein verlegenes Murmeln war die ganze Antwort des Försters, der nach Art der meisten rauhen Menschen leicht bereute. Er wandte sich unwirsch und schritt dem Gebüsche zu. — „Nein, Herr," rief Friedrich, „wenn Ihr zu den anderen Förstern wollt, die sind dort an der Buche hinaufgegangen." — „An der Buche?" sagte Brandes zweifelhaft, „nein, dort hinüber, nach dem Mastergrunde." — „Ich sage Euch, an der Buche; des langen Heinrich Flintenriemen blieb noch am krummen Ast dort hängen; ich hab's ja gesehen!"

Der Förster schlug den bezeichneten Weg ein.

Friedrich hatte die ganze Zeit hindurch seine Stellung nicht verlassen; halb liegend, den Arm um einen dürren Ast geschlungen, sah er dem Fortgehenden unverrückt nach, wie er durch den halbverwachsenen Steig glitt, mit den vorsichtigen weiten Schritten seines Metiers, so geräuschlos wie ein Luchs die Hühnerstiege erklimmt. Hier sank ein Zweig hinter ihm, dort einer; die Umrisse seiner Gestalt schwanden immer mehr. Da blitzte es noch einmal durchs Laub. Es war ein Stahlknopf seines Jagdrocks; nun war er fort. Friedrichs Gesicht hatte während dieses allmählichen Verschwindens den Ausdruck seiner Kälte verloren und seine Züge schienen zuletzt unruhig bewegt. Gereute es ihn vielleicht, den Förster nicht um Verschweigung seiner Angaben gebeten zu haben? Er ging einige Schritte voran, blieb dann stehen. „Es ist zu spät", sagte er vor sich hin und griff nach seinem Hute. Ein leises Picken im Gebüsche, nicht zwanzig Schritte von ihm. Es war der Förster, der den Flintenstein schärfte. Friedrich horchte. — „Nein!" sagte er dann mit entschlossenem Tone, raffte seine Siebensachen zusammen und trieb das Vieh eilfertig die Schlucht entlang.

Um Mittag saß Frau Margreth am Herd und kochte Tee. — Friedrich war krank heimgekommen, er klagte über heftige Kopfschmerzen und hatte auf ihre besorgte Nachfrage erzählt, wie er sich schwer geärgert über den Förster, kurz den ganzen eben beschriebenen Vorgang, mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, die er besser fand, für sich zu behalten. Margreth sah schweigend und trübe in das siedende Wasser. Sie war es wohl gewohnt, ihren Sohn mitunter klagen zu hören, aber heute kam er ihr so angegriffen vor, wie fast nie. Sollte wohl eine Krankheit im Anzuge sein? Sie seufzte tief und ließ einen eben ergriffenen Holzblock fallen.

„Mutter!" rief Friedrich aus der Kammer. — „Was willst du?" — „War das ein Schuß?" — „Ach nein, ich weiß nicht, was du meinst." „Es pocht mir wohl nur so im Kopfe", versetzte er. Die Nachbarin trat herein und erzählte mit leisem Flüstern irgendeine unbedeutende Klatscherei, die Margreth ohne Teilnahme anhörte. Dann ging sie. —

„Mutter!" rief Friedrich. Margreth ging zu ihm hinein. „Was erzählte die Hülsmeyer?" — „Ach gar nichts, Lügen, Wind!" — Friedrich richtete sich auf. — „Von der Gretchen Siemers; du weißt ja wohl die alte Geschichte; und ist doch nichts Wahres dran." — Friedrich legte sich wieder hin. „Ich will sehen, ob ich schlafen kann", sagte er.

Margreth saß am Herde; sie spann und dachte wenig Erfreuliches. Im Dorfe schlug es halb zwölf; die Türe klinkte und der Gerichtsschreiber Kapp trat herein. —

„Guten Tag, Frau Mergel", sagte er; „könnt Ihr mir einen Trunk Milch geben? ich komme von M." — Als Frau Mergel das Verlangte brachte, fragte er: „Wo ist Friedrich?" Sie war gerade beschäftigt, einen Teller hervorzulangen und überhörte die Frage. Er trank zögernd und in kurzen Absätzen. „Wißt Ihr wohl", sagte er dann, „daß die Blaukittel in dieser Nacht wieder im Masterholze eine ganze Strecke so kahl gefegt haben, wie meine Hand?" — „Ei, du frommer Gott!" versetzte sie gleichgültig. — „Die Schandbuben", fuhr der Schreiber fort, „ruinieren alles; wenn sie noch Rücksicht nähmen auf das junge Holz, aber Eichenstämmchen wie mein Arm dick, wo nicht einmal eine Ruderstange drin steckt! Es ist, als ob ihnen anderer Leute Schaden eben so lieb wäre wie ihr Profit!" — „Es ist schade!" sagte Margreth. Der Amtsschreiber hatte getrunken und ging noch immer nicht. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben. „Habt Ihr nichts von Brandes gehört?" fragte er plötzlich. — „Nichts; er kommt niemals hier ins Haus." — „So wißt Ihr nicht, was ihm begegnet ist?" — „Was denn?" fragte Margreth gespannt. — „Er ist tot!" — „Tot!" rief sie, „was tot? Um Gotteswillen! er ging ja noch heute Morgen ganz gesund hier vorüber mit der Flinte auf dem Rücken!" — „Er ist tot", wiederholte der Schreiber, sie scharf fixierend; „von den Blaukitteln erschlagen. Vor einer Viertelstunde wurde die Leiche ins Dorf gebracht."

Margreth schlug die Hände zusammen. — „Gott im Himmel, geh' nicht mit ihm ins Gericht! er wußte nicht, was er tat!" — „Mit ihm!" rief der Amtsschreiber, „mit dem verfluchten Mörder, meint Ihr?" Aus der Kammer drang ein schweres Stöhnen. Margreth eilte hin und der Schreiber folgte ihr. Friedrich saß aufrecht im Bette, das Gesicht in die Hände gedrückt und ächzte wie ein Sterbender. — „Friedrich, wie ist dir?" sagte die Mutter. — „Wie ist dir?" wiederholte der Amtsschreiber. — „O mein Leib, mein Kopf!" jammerte er. — „Was fehlt ihm?" — „Ach, Gott weiß es," versetzte sie; „er ist schon um vier mit den Kühen heimgekommen, weil ihm so übel war." — „Friedrich, Friedrich, antworte doch, soll ich zum Doktor?" — „Nein, nein," ächzte er, „es ist nur Kolik, es wird schon besser."

Er legte sich zurück; sein Gesicht zuckte krampfhaft vor Schmerz; dann kehrte die Farbe wieder. „Geht," sagte er matt; „ich muß schlafen, dann geht's vorüber." —

„Frau Mergel," sagte der Amtsschreiber ernst, „ist es gewiß, daß Friedrich um vier zu Hause kam, und nicht wieder fortging?" — Sie sah ihn starr an. „Fragt jedes Kind auf der Straße. Und Fortgehen? — wollte Gott, er könnt' es!" — „Hat er Euch nichts von Brandes erzählt?" — „In Gottes Namen, ja, daß er ihn im Walde geschimpft und unsere Armut vorgeworfen hat, der Lump! — Doch Gott verzeih' mir, er ist tot! Geht!" fuhr sie heftig fort; „seid Ihr gekommen, um ehrliche Leute zu beschimpfen? Geht!" — Sie wandte sich wieder zu ihrem Sohne; der Schreiber ging. — „Friedrich, wie ist dir?" sagte die Mutter; „hast du wohl gehört? schrecklich, schrecklich! ohne Beichte und Absolution!" —

„Mutter, Mutter, um Gottes willen, laß mich schlafen; ich kann nicht mehr!"

In diesem Augenblicke trat Johannes Niemand in die Kammer; dünn und lang wie eine Hopfenstange, aber zerlumpt und scheu, wie wir ihn vor fünf Jahren gesehen. Sein Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich. „Friedrich," stotterte er, „du sollst sogleich zum Ohm kommen; er hat Arbeit für dich; aber sogleich." — Friedrich drehte sich gegen die Wand. — „Ich komme nicht," sagte er barsch, „ich bin krank." — „Du mußt aber kommen," keuchte Johannes; „er hat gesagt, ich müßte dich mitbringen." —

Friedrich lachte höhnisch auf: „Das will ich doch sehen!" — „Laß ihn in Ruhe, er kann nicht," seufzte Margreth, „du siehst ja, wie es steht." — Sie ging auf einige Minuten hinaus; als sie zurückkam, war Friedrich bereits angekleidet. — „Was fällt dir ein?" rief sie, „du kannst, du sollst nicht gehen!" — „Was sein muß, schickt sich wohl," versetzte er und war schon zur Türe hinaus mit Johannes. — „Ach Gott," seufzte die Mutter, „wenn die Kinder klein sind, treten sie uns in den Schoß, und wenn sie groß sind, ins Herz!"

(Fortsetzung folgt.)

Bei der Ernte.

Skizze von **Elin Pelin.**

(Berecht. Übers. aus dem Bulgarischen von Th. Blank-Sofia.)

Der Ernte mühevolle Arbeit wallt in der Ebene. So weit das Auge sieht, wogt golden das Korn. Emsige Schnitter regen sich seit grauer Morgendämmerung. Glühend zittert die Hitze in der Luft. Strahlender Himmel wölbt sich über der Erde, und es scheint, als sei er Feuer und Glut. Matt und schläfrig blauen ferne Wälder und Berge, als warteten sie, daß die Ebene im Brande auflodere. Die Vögel sind zu schattigen Orten geflogen, und ihre Stimmen sind verstummt. Nur eine Taube flattert verloren dem Walde zu.

Drückend ist es, erstickend. — Die Sonne brennt unbarmherzig vom Himmel herab, doch ihre glühenden Strahlen vertreiben nicht die fleißigen Bauern vom Felde. Unermüdlich ernten sie und häufen goldene Garben. Schweiß rinnt ihnen von der Stirne. Doch es gibt keine Rast. Ihr Trost ist Arbeit ohne Maß, die goldene Ernte ihre Freude.

Gott hat es reichlich gegeben in diesem Jahre und weder Hagel noch Heuschrecken gesandt. Wieviel Worte und Gebete sind aus den frohen Herzen emporgestiegen!

„Gott ist fern, aber er sieht auf uns! Zur Arbeit, zur Arbeit! . . ."

Und trotz dieser Mühe in der höllischen Sonnenglut klingen Lieder über das Feld und steigen in Wellen bis zum Himmel empor, gleich dankenden Gebeten. Irgendwo in der Ferne erheben sich Mädchenstimmen, und wie der Klang ferner Kirchenglocken zittert der Schall des rührenden Schnitterliedes, das sich der Jugend freut, das nach Liebe dürstet und sich nach zärtlichen Worten, Frieden und Eintracht sehnt.

Ihm antwortet ein anderes, lieblich und laut, als wolle es ihm Hoffnung und Kraft senden, stärker zu klingen und erschauernder und süßer in der Burschen Herzen zu dringen.

Nikola, der junge Bursch, läßt häufig die schwere Garbe sinken und horcht. Heiter lächelnd sieht er seine alte Mutter und sein kleines Schwesterchen ernten. Das wendet sich um und fragt ihn scherzend: „Kannst du Penkas Stimme erkennen?"

Ihr volles, jugendfrisches, verbranntes Gesichtchen strahlt, in dem kleinen Mädchenmunde blitzen gleich Perlen die Zähne. „Ich höre sie . . . aber schwach. Sie verfließt mit einer anderen, und dann verliert sie sich", antwortet Nikola. Dann setzt er hinzu: „Mutter, ruh' ein wenig aus und horch ihnen zu! . . . Und wenn du Penkas Stimme hörst, so denke daran, daß sie deine Schwiegertochter wird."

Die alte Mutter richtet sich auf, lächelt ihm liebevoll zu und sagt, in ihrer Arbeit fortfahrend: „Wenn du ihre Stimme nicht erkennen kannst, wie soll ich es denn können?"

„Wenn sie allein singt — so will ich sie erkennen, und sei auch ein Meer zwischen uns!"

Plötzlich verstummt das Lied, und das Feld wird still. Dann aber erhebt sich in der Ferne eine einzelne Stimme — klingend und zitternd. Sie schallt leicht und leise, wird allmählich stärker und klingt in mächtigen Wellen über das Feld.

Nikola läßt die Garbe fahren und klatscht in die Hände . . . „Jetzt! Das ist sie!"

Lange horcht er.

Das Lied klingt weiter. Bald verhallt es in zitternder Erregung, bald hebt es sich empor, als ringe es mit einem grenzenlosen Leide, mit einem bösen Zweifel, und dann erstürmt es sieghaft den Gipfel und klingt stolz und sicher aus.

Nikola kann sein Herz nicht bezwingen. Er tritt mitten in den Acker und ruft laut. Fröhliches Gelächter antwortet ihm von den Feldern umher. Auch Penka in der Ferne hört ihn und sendet ihm ein neckisches Liebeslied.

Die müden Herzen heitern sich auf, und die Felder erschallen von Lachen und von Liedern. —

Da kommt barfuß ein Bübchen gesprungen und meldet entsetzt, Penka habe tödlich der Hitzschlag getroffen. Die schlimme Kunde geht von Mund zu Mund über alle Felder. Penka tot! . . . Gott! . . . Das schönste Mädchen im Dorfe! . . . Wieder ein Opfer! . . .

Wäre ein Hagel gefallen, er hätte die Herzen nicht so erschüttern können. Die Schnitter warfen die Sensen hin und eilten verstört von dannen.

Himmel, es ist hoffentlich doch nicht wahr!

Burschen und Mädchen, Männer und Frauen laufen zusammen und drängen sich voll Entsetzen auf Penkas Acker.

Neben einer goldenen Garbe liegt, wie von einer Kugel getroffen, Penka, des Dorfes Lieblingskind. Das weiße Kopftuch ist über die Stirne herabgefallen und beschattet ihr schönes Gesicht. Dunkel schimmern die im Tode gesunkenen Wimpern. Aus dem halb geöffneten Munde hat sich ein Strom roten Blutes ergossen und ihren weißen Hals gefärbt. Die eine Hand umklammert die scharfe Sichel, die andere hält sorgsam eine Handvoll Ähren.

Verzweifelt stürzt Nikola herbei, drängt sich durch die Menge und fällt gebrochen neben der Toten nieder.

„Penka, meine Freude, mein Lieb!"

Seine Stimme erstickt im Schluchzen. — — —

Am anderen Tage brannte die Sonne immer noch so grausam und heftig, aber auf den Feldern waren keine Schnitter sichtbar, obwohl es Werktag war. Goldene Ähren zerrannen und verbrannten in der Verlassenheit.

Das Feld feierte einen Trauertag.

Penka wurde zu Grabe getragen . . .

Paul Wiegand, der Unglücksmensch.

Humoreske von **Wilhelm Cremer.**

Es war merkwürdig, wie sehr Paul Wiegand von seiner Geburt an vom Unglück verfolgt wurde. Schon als Säugling gelang es ihm auf unbegreifliche Weise, eine Streichholzschachtel und seine Wiege in Brand zu setzen. Er konnte kaum kriechen und verbrannte sich doch schon jämmerlich in einer Wanne heißen Wassers, in die er hineingeplumpst war. Seine ersten richtigen Gehversuche endeten ein Stockwerk tiefer, wobei der gute Onkel Adolf, der grade die Treppe hinaufgehen wollte, ebenfalls hinfiel und sich ein Bein brach.

Paul wurde die Verzweiflung seiner Eltern und die Freude aller Handwerker, denn in keinem anderen Hause gab es so viele Reparaturen, Gasexplosionen, zerbrochene Scheiben und zertrümmerte Möbel. Er verursachte seinen Lehrern graue Haare, und versetzte ganz Familien in Leid und Betrübnis, wenn ihre Kinder mit in seine Unglücksfälle verwickelt wurden. Nie hat ein Schulknabe so oft im Lokalbericht der Zeitung gestanden wie Paul Wiegand.

Später wurde er Tischlerlehrling und machte bald seinen Meister zu einem wohlhabenden Manne, indem er ihm die alte, baufällige, aber hoch versicherte Möbelfabrik durch eine Ungeschicklichkeit dermaßen in Brand setzte, daß auch nicht ein Stein davon stehen blieb. Er versuchte sich dann als Kaufmannslehrling, und sein Lehrherr konnte schon nach drei Monaten durch all das von Wiegand angerichtete Unglück einen glänzenden Bankrott anmelden und sich als Rentner ins Privatleben zurückziehen.

Aber seinen eigentlichen Beruf erkannte er erst, als er der Aufführung des Trauerspiels „Verratene Liebe" durch eine reisende Theatergesellschaft beiwohnte. Er weinte vor Rührung, verbrachte eine schlaflose Nacht mit dem Deklamieren von Schillerschen Gedichten und ging am nächsten Tage zum Direktor mit der Bitte, ihn als Mitglied seiner

Truppe aufzunehmen. Außerdem hatte er sich auch in Fräulein Lilly verliebt, die unglückliche Heldin des Trauerspiels.

Der Direktor, ein weiser, vielgeprüfter Mann, der den Grundsatz hegte, nie etwas auszuschlagen, was ihm das Schicksal in den Weg führte, erkundigte sich zunächst einmal nach den Vermögens- und Garderobeumständen des jungen Mannes, und als er hörte, daß er über drei Anzüge und einen Frack verfügte, erkannte er sofort, daß er nunmehr auf den Frack hin ein paar moderne Gesellschaftsstücke in seinen Spielplan aufnehmen könnte. Er beglückwünschte daher Wiegand zu seinem Entschluß, nannte ihm die Namen verschiedener berühmter Mimen, die alle bei ihm gelernt hätten, und verpflichtete ihn als jugendlichen Helden zu einem Gehalt, über dessen Höhe er sich nicht weiter verbreitete. Zugleich nahm er ihm hundert Mark ab für besonderen dramatischen Unterricht, den er ihm erteilen wollte.

Dreimal trat Wiegand als Schauspieler auf, und diese drei Abende waren die aufregendsten, die sein tiefbetrübter Direktor in den langen Jahren seines Umherziehens erlebt hatte. Zwar war das Feuer, mit dem der neue jugendliche Liebhaber über die Bühne raste, so hinreißend, daß die Zuschauer in Staunen und Begeisterung gerieten, und er selbst kam auch jedesmal mit blauen Augen und leichten Quetschungen davon. Aber als er am dritten Abend bei einem Sturz ins Orchester die Baßgeige vollständig zertrümmerte und Schauspieler wie Musiker sich einhellig weigerten, unter so lebensgefährlichen Umständen weiter zu spielen, hielt es der Direktor doch für geraten, diesem allzu leidenschaftlichen jungen Manne eine weniger bedenkliche Tätigkeit anzuvertrauen, indem er ihm das Zettelverteilen, Plakatanschlagen und ähnliche Dinge überließ.

Und wer weiß, wie Wiegands Schauspielerlaufbahn noch geendet hätte, wenn nicht Fräulein Lilly plötzlich nach Berlin durchgebrannt wäre, wo ihr ein Freund eine Stellung an einer modernen Versuchsbühne verschafft hatte. Ihren jugendlichen Anbeter nahm sie mit, und er durfte sogar für sein letztes Geld die gemeinsamen Reisekosten bezahlen. Er war übrigens sehr glücklich, obgleich er auf einen Teil seiner Garderobe, den der Direktor in Verwahrung hatte, und auf den im voraus bezahlten dramatischen Unterricht verzichten mußte.

Aber wie nun die Damen beim Theater manchmal sind, Fräulein Lilly besaß wenig Verständnis für die tiefe Liebe ihres Reisebegleiters. Sie wollte sich wohl einen besonderen Spaß mit ihm machen, und so erzählte sie in Berlin ihrem neuen Direktor, Wiegand sei ein humoristisches Genie, er verfüge über eine verblüffende komische Eigenart und habe überhaupt ein ganz besonderes Glück auf der Bühne.

Der Direktor sah sich Herrn Wiegand an und bekam plötzlich einen Einfall. Für ein von ihm erworbenes, unerhört modernes Drama brauchte er eine erste Kraft, etwas ganz Neues, Überwältigendes. Zwar hatte der Verfasser das Stück als Tragödie eingereicht. Aber was verstand solch ein Dichter von der Bühne? Warum sollte dieses Stück nicht als Lustspiel, als Satire, als Burleske aufgeführt werden? Dieser junge Schauspieler, der so verrückt traurige Grimassen schnitt und so komisch ächzte und stöhnte, mußte den Erfolg des Abends machen.

Und er machte ihn! Schon sein bloßes Erscheinen auf der Bühne erregte eine Heiterkeit und ein Lachen, das den ganzen Abend über nicht mehr aufhörte. Wie er gleich bei seinem Auftreten auf dem Teppich stolperte und über die ganze Bühne stürzte, wie er einen Tisch, zwei Sessel und vor allem die übrigen Darsteller mit in seinen Fall verwickelte, das war einzig, das war unnachahmlich.

Und erst das eigentliche Spiel Wiegands, diese so natürlich dargestellte Hilflosigkeit, das scheinbar so unbeholfene Stammeln, die Ironie der Gebärden und Grimassen — das Publikum raste vor Vergnügen.

Am nächsten Tage gab es drei Berühmtheiten in Berlin. Erstens und vor allem Paul Wiegand, den großen komischen Darsteller. Dann den jungen satirischen Dichter, der sich in einer unübertrefflich komischen Eingabe an die Zeitungen dagegen verwahrte, daß sein Stück auch nur im geringsten ironisch gemeint sei. Schließlich den Direktor selbst, dem seine bisherigen Gläubiger ein Automobil und eine Villa im Grunewald zur Verfügung stellten.

Heute ist Paul Wiegand einer der größten Charakterkomiker. Seine Honorare sind fabelhaft. Allerdings besitzt sein Humor, wie bekannt ist, etwas Rücksichtsloses, Gewaltsames. Wie ein Orkan rast der Mime über die Bühne, sämtliche Mitglieder sind mit hohen Sätzen in der Unfallversicherung, und selbst das Publikum wird mitunter in Mitleidenschaft gezogen.

Aber wer fragt danach, wenn man das Glück hat, Paul Wiegand spielen zu sehen?!

3½ Millionen Briefe an Lindbergh.

Lindberghs Sekretär veröffentlicht in der Zeitschrift „Popular Science" eine Auslese der an Lindbergh ergangenen Angebote. Darunter befindet sich ein Angebot von einer Million Dollar für den Fall, daß Lindbergh eine Aufnahme seiner Heiratszeremonie gestatten wolle. Die Brautwahl, heißt es, würde Lindbergh nicht schwer fallen, da unter den 3½ Millionen der an ihn ergangenen Briefe und 100 000 Telegramme mehrere Tausend Heiratsangebote sich befänden. Sollte Lindbergh jedoch die Einsamkeit vorziehen, so stehen ihm drei Einladungen, den Mond vermittels eines Raketenflugzeuges zu erreichen, zur Verfügung.

Die an Lindbergh adressierte Post wird als die umfangreichste bezeichnet, die jemals eine einzelne Person in der Welt erhalten haben dürfte. Außer 5000 Gedichten enthielt sie 10 000 Dollar an beigefügten Rückporti. 14 000 Personen sandten Geschenkpakete. Unter den Briefschreibern befinden sich viele Frauen und Mädchen. Lindbergh beantwortete einige tausend Briefe und ließ den Rest in den Papierkorb wandern.

Frauenwunder.

Neige dein Ohr, und horch in dich hinein . . .
Es tobt die Welt, es flammt der Wetterschein,
Und über unsre Schultern geht ein Schaudern.
Horch, horch in dich hinein . . . Es schweigt der Schmerz,
Ein Brunnen rauscht — es ist dein eigen Herz —
Und füllt dich ganz mit seinem süßen Plaudern.
Ein Liedklang webt — ein Kinderlachen schallt —
Und du bist jung, und nur die Welt ist alt.

Rudolf Herzog.

Bunte Chronik

*** Die Stierkämpfe in Frankreich.** Nachdem neuerdings in Frankreich Stierkämpfe nach spanischem Muster gestattet sind, hat man in verschiedenen Städten derartige Vorstellungen abgehalten. Bis jetzt ist jedoch der erhoffte Erfolg ausgeblieben, hauptsächlich weil die französischen Stierkämpfer ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind. So waren auch die kürzlich in Frejus an der französischen Riviera abgehaltenen Kämpfe ein Mißerfolg. Ein Matador stellte sich so ungeschickt an, daß er von den Zuschauern aus der Arena hinausgezischt wurde, nachdem er siebenmal vergeblich versucht hatte, dem Tier den Fangstoß zu geben. Bei derselben Vorstellung stürzte sich ein durch Schmerz und Blut rasend gemachter Stier auf die Bretterschutzwand vor der Tribüne und hatte sie eben durchbrochen, als es dem Matador noch gelang, ihn durch Messerstiche in den Kopf zu töten. Von den sechs Stieren, die man in die Arena trieb, wurden nur zwei regelrecht zur Strecke gebracht. — Die französischen Zuschauerinnen zeigten im Gegensatz zu ihren würdevollen spanischen Schwestern große Aufregung, und wenn die Stiere blutbedeckt um die Arena rasten, kreischten sie entsetzt auf.

*

*** Ein führerloses Auto fährt in einen Eisenbahnzug.** In große Aufregung gerieten die Straßenpassanten in Mount Kisco im Staate Newyork, als ein führerloses Auto plötzlich sich in Bewegung setzte und in einem rasenden Tempo etwa ein Viertel Kilometer lang die Straße entlang sauste, bis es ein Gitter, das das Bahngleis abschloß, durchbrach und an einen Eisenbahnzug stieß. Ein beherzter Mann, der sich in der Nähe befand, sprang sofort auf das Auto, als es sich in Bewegung setzte, doch er mußte erkennen, daß er es nicht anhalten konnte, und um nicht auch noch sein Leben zu gefährden, sprang er wieder ab. Das war auch gut so; denn er wäre sicher verloren gewesen und dank der Tatsache, daß das Auto an den Eisenbahnzug anprallte, wurde sein Lauf gehemmt, und nachdem es noch an eine Telegraphenstange stieß und sich ein paarmal überschlug, blieb es liegen. So wurde glücklicherweise ein größeres Unheil verhütet, nur Sachschaden wurde angerichtet. Menschenleben sind aber nicht zu beklagen und auch Verletzungen sind nicht vorgekommen. So ist man noch einmal mit dem Schrecken davongekommen und die Geschichte endete harmloser als sie begann.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.